

(Nachdruck verboten.)

201

Der Schuldige?

Roman von Hector Malot.

„Nicht für mich; was ich sage, das denke ich, was ich denke, will ich, was ich will, das thue ich. Als zwischen uns die Frage meiner Wittenschaft aufgeworfen wurde, glaubte ich nicht, daß das nur leere Worte seien. Du Deinerseits hättest mir glauben müssen, als ich Dir versicherte, daß ich für meine Liebe zu allem fähig sei. Heute schriest Du vor der vollbrachten That zurück, weil ich sie Dir auf ungeschickte Art vor Augen führte. Ich fühle, daß ich ein großes Unrecht begangen habe; handeln, nichts sagen, das hätte ich thun müssen. Vergiß meine Worte, die ... schließlich vielleicht nur ein Versuch waren. Jedenfalls bist Du nicht im geringsten beteiligt, da Du es nicht sein willst. Du bist also auch für nichts verantwortlich.“

„Es ist zu spät.“

„Warum zu spät, da Du noch nicht weißt, ja, da ich selbst noch nicht weiß, was ich morgen thun werde ...“

„Du weißt noch nicht ...?“

„Können die Gefühle, die Du mir zeigst, nicht meine Bestimmungen ändern?“

„Wenn ich solchen Einfluß auf Dich hätte ...“

„Dein Einfluß ist grenzenlos. Ich habe stets nur zu Deinem Glücke gehandelt und werde es auch stets nur thun. Das habe ich Dir in der Vergangenheit bewiesen. Ich werde es Dir noch mehr in der Zukunft beweisen. Das mußt Du Dir sagen und glauben. Nichts als das.“

Sie hatte seine beiden Hände genommen und küßte sie zärtlich von den Fingerspitzen an bis zum Handgelenk.

Er wollte überlegen und antworten auf das, was sie gesagt hatte, aber diese Zärtlichkeit raubte ihm die Freiheit, sie erschloßte, verwirrte ihn so, daß seine Gedanken davorschlüfen; sie sah er, nur sie allein; alles andere existierte nicht mehr; er schlang den Arm um ihre Taille und beugte sich über sie, aber sie stieß ihn sanft zurück.

„Ich bitte Dich,“ flüsterte sie mit einer Verwirrung, die ihn vom Kopf bis zu den Füßen erbeben ließ.

„Du stößt mich zurück?“

„Ich bete Dich an.“

Sie warf sich in seine Arme ohne zu sprechen, wie erfüllt und erschütterter von ihrer Gemütsbewegung.

„Was hast Du?“ frag er.

Sie antwortete nur durch noch leidenschaftlichere Umarmungen; und als sie endlich den Kopf emporhob, sah er ihre in Thränen schwimmenden Augen und ihr von schmerzlichen Zuckungen bewegtes Gesicht.

„Aber, was hast Du mir? Was hast Du?“

Sie presste ihn an sich, ohne daß er etwas Anderes als ihr Schluchzen zu hören bekam — als die Worte:

„Niemand habe ich Dich geliebt wie ich Dich jetzt liebe, und doch bin ich Deiner nicht würdig.“

Die Stunde verging in dieser Krisis, und sie trennten sich erst im Augenblick, als der kleine Schreiber zurückkehrte.

Der Tag war für La Baupalière mit so viel Bureau-Arbeiten angefüllt, daß er keine Zeit zum Nachdenken hatte; aber am Abend nach dem Essen ging er sofort auf sein Zimmer, und seine erste Sorge war, seine beiden Koffer, die er in einer dunklen Kammer aufbewahrt hatte, zu besichtigen; dann schrieb er an seinen Vater, der in Ivotot wohnte und bat ihn, ihm eine Stellung als erster Sekretär bei einem Notar in Caug, Havre, Dieppe oder in Jécamp zu suchen, und um seinen Weggang in Düssel zu rechtfertigen, teilte er ihm mit, daß Courteheuse krank und bei solcher brutalen Raune sei, daß er nicht mehr mit ihm leben könne.

XXII.

Eine weitere Folge dieser zwischen den beiden Liebenden stattgehabten Unterredung war es, daß in dem Zustand von Courteheuse eine merkliche Besserung eintrat; zugleich zeigte er im Verkehr mit seinen Klienten wie mit seinen Schreibern einen weniger reizbaren, weniger zärtlichen Charakter.

La Baupalière schrieb daher einen neuen Brief an seinen Vater, um ihm zu sagen, daß sich die Beziehungen zu seinem

Herrn wieder gebessert hätten, und daß er keinen Grund mehr habe, Düssel zu verlassen.

Die Enthüllungen, die ihm Hortense gemacht, hatten ihm zwar einen so lebhaften Abscheu eingeflößt, daß er zu fliehen gedachte, aber seine Liebe hatten sie keineswegs getödtet, sondern sogar, nachdem das Entsetzen der ersten Ueberraschung verflogen war, nur noch gesteigert, weil sie ihm den Beweis lieferten, wie sehr er geliebt wurde. Daß man bis zum Verbrechen lieben könne, wußte er aus manchen Beispielen; das Verbrechen hatte ihm entsetzt, aber die Leidenschaft, aus der es hervorgegangen, schmeichelte ihm. Wie konnte er unter solchen Umständen eine Frau verlassen, die im Grunde nur seinetwegen zur Verbrecherin geworden? Er fühlte jetzt, daß es ihn nicht so leicht antommen werde, seine Leidenschaft zu opfern, wie er geglaubt hatte, als er den ersten Brief an seinen Vater richtete. Würde er jemals den Mut dazu besitzen? Und würde dieser vorgebliche Mut nicht im Grunde eine Feigheit sein?

Schon in seiner Studienzeit hatte er gar oft Liebchasteten, die ihm langweilig geworden waren, abbrechen wollen, war aber immer aus tausend Gründen, deren Kraft sich erst im Augenblick der Trennung zeigte, zurückgehalten worden. Und damals handelte es sich nur um Frauen, die mehr oder weniger unbedeutend waren und in nichts Hortense glichen. Schuldig war sie ohne Zweifel, sie hatte es werden wollen; aber man mußte wissen, unter welchen Verhältnissen und zu welchen Zwecken; zudem mußte er anerkennen, daß er selbst ihr Mitschuldiger war.

Die Besserung im Gesundheitszustand von Courteheuse war ihm eine enorme Erleichterung; je höher seine Mitschuld, desto schwerer war seine Verantwortlichkeit. In Wahrheit vermochte er nicht zu sehen, warum und wie ihre Stellidheime wieder beginnen konnten; aber er hatte sich darin nur Hortense anzuvertrauen und abzuwarten; sobald sie ihm ohne Gefahr einige nächtliche Stunden schenken könnte, würde sie ihn schon benachrichtigen.

Aber während er auf die Dinge harrte, die sich ereignen sollten, bekam Herr Courteheuse einen Rückfall.

Was hatte er nur?

Das frag sich jedermann und mehr als jedermann frag es sich La Baupalière, der über diese unvorhergesehene Erkrankung ganz bestürzt war. War es das frühere Leiden, das sich wieder eingestellt hatte, war es ein neues, das mit dem vorausgegangenen in keiner Verbindung stand? In mehreren Briefen hatte er bei Hortense in verstößener Weise angefragt, ohne daß sie ihm geantwortet hätte, und er blieb in Ungewißheit und Zweifel.

Eines Sonntags nach dem Mittagessen ging La Baupalière langsam auf dem Wege nach Orival spazieren, um dem Onkel Hortenses, Benoît Gibourdel zu begegnen, welcher früher von Zeit zu Zeit, jetzt aber sehr oft bei Courteheuse zu Mittag zu essen pflegte. Endlich gegen vier Uhr hörte er hinter sich den Krach eines Pferdes und wurde bald darauf von dem Alten eingeholt.

„Aber das ist ja Herr La Baupalière,“ sagte Gibourdel, sein Pferd im Schritt gehen lassend. „Sie haben recht, Sonntags spazieren zu gehen; man muß die Beine arbeiten lassen. Ich habe es meinem armen Neffen immer gesagt. Wenn er doch auf mich gehört hätte, er würde nicht sein, wo er heute ist! Es ist traurig; in seinem Alter, Herr La Baupalière!“

„Sie finden seinen Zustand viel verschlechtert? Aber was hat er denn?“

„Weiß man es? Früher war es der Magen, die Eingeweide, jetzt ist es die Lunge.“

„Der Magen und die Gedärme sind also geheilt?“

„Es scheint so.“

„Das ist schon viel,“ sagte La Baupalière. Für ihn war es alles, denn er beunruhigte sich nicht über die Möglichkeit, Herrn Courteheuse an einer Brustkrankheit sterben zu sehen, ganz im Gegenteil.

„Er hustet,“ fuhr Gibourdel fort, „er spuckt, er hat Nasenbluten; ach, es geht viel schlimmer mit ihm!“

„Aber was sagt denn der Arzt?“

„Er hat ihn Freitag auf dem Wege nach Rouen getroffen, und der Arzt hält es für eine böse Grippe.“

„Das ist manchmal eine schlimme Krankheit.“

Gibourdel sagte kopfschüttelnd:

„Es ist etwas anderes.“

„Und was denn?“

„Nun, diese böse Grippe ergreift keinen Gesunden, nur einen geschwächten, einen schon kranken Menschen. Ach! mein guter Herr La Baupalière, ich bin in diesem Augenblick ganz erschüttert: mein armer Nefse, ein so braver Junge!“

Und gerührt zog Herr Gibourdel sein blaifarriertes Schnupftuch hervor und schnäuzte sich so heftig, daß sein Klepper einen Seitensprung machte.

„Und meine arme Nichte! Witwe in ihrem Alter zu sein, das ist ein Unglück!“

„Betrachten Sie denn Herrn Courteheuse schon als verloren?“

„In Gefahr, nichts mehr, aber auch nichts weniger; Darum habe ich zu Hortense gesagt: Du mußt den Arzt holen lassen. Sieh nicht auf die Kosten!“

„Aber Herr Courteheuse hat ja den Doktor Ganybel befragt?“

„Kouen ist nicht Düssel; der Arzt, bei sich zu Hause, ist nicht derselbe wie bei uns; man muß die Ärzte von den Kranken weggehen sehen; das wird in der Nachbarschaft erzählt; davon spricht man. Ich habe das Hortense auseinandergesetzt, und sie hat sofort an Ganybel geschrieben; er wird also morgen oder übermorgen wie zufällig vorüberkommen, um nicht diesen armen Courteheuse, der schon genug leidet, zu erschrecken.“ (Fortsetzung folgt.)

Sonntagsplauderei.

Blütenstücker hat sich seit ein paar Tagen auf den sorgsam gepflegten Anhöhen um Werder Baum an Baum die Frühlingspracht entfaltet. Längst nicht mehr reicht der Begriff „Obstammer von Berlin“ für den begünstigten Landstrich dort zu; gewaltiger sind die Bedürfnisse Berlins geworden; aber dennoch imponiert das fröhliche Frühlingswunder an den Havelbuchten von Werder. Trotz des milden Winters hat der rauhe Vorfrühling dieses Jahr das Keimen und Grünen eingeschüchtert. Nun aber schwillt es überall, wo in Berlin der Baumsämler und ein Zierplatz die uniformen Straßenreihen belebt; und in kurzen giebt es nirgend mehr laßtes Geäst. Auch dort nicht, wo die umfriedeten zarten Anpflanzungen am Bürgersteig der Gassen ihre Zweige wie dünne Armechen emporstrecken und wo in den Hinteräumen der einförmigen Mietskasernen Haus um Haus sich Fabrik an Fabrik, Werkstätte an Werkstätte drängt.

So können wir den neuen Mai willkommen heißen. Mit der wiederkehrenden Maifeier ist ein Aufpunkt im Drang der Werttage gewonnen. Man kann Rückschau halten und den Gang übersehen, den die Befreiungskämpfe des Proletariats genommen; und neu belebt wird die Phantasie von blühender Hoffnung, die nach vorwärts weist. Und wir brauchen insgesamt diese stärkende Energie, die vermehrte Hoffnungsfreude. Denn ringsum zeigen so mannigfache Erscheinungen des öffentlichen Lebens die müden, die verdrossenen Züge.

Wo es freiheitliche Energie, wo es erhöhte Menschenwürde zu wahren gilt, da ist man in weiten Kreisen Deutschlands so ängstlich und was noch schlimmer, fast gleichgültig geworden. Die Ängstlichkeit der Bürgerschaft macht aber die Schneidigen stets aufbegehlicher. Der Ton schneidiger Verwilderung dringt bis in die Schulstuben, wo die empfindlichen Schöplinge gehütet werden sollten; und jetzt müssen wir die Ironie erleben, daß russische Stimmen dagegen protestieren, ihr Erziehungswerk mit dem deutschen verwechselt zu sehen. In Rußland hat die Herrschaft der Prügelpädagogen — in der Theorie wenigstens — ein Ende; und in den russischen Großstädten ist die Last der Lehrer gewiß nicht geringer, als bei uns. Auch bei diesen Lehrern giebt es die Kindercharen der Not, deren frühestes Leben ohne Schutz der Familie, ohne kindliches wärmendes Behagen auf rauher Straße verläuft. Auch diese Lehrer leiden unter der Klassen-Überfüllung, die es schwer gestattet, auf die kindlichen Individualitäten prüfend einzugehen. Auch sie werden sicherlich oft genug in Zustände erhöhter Neizbarkeit versetzt. Aber sie müssen an sich halten und sich beherrschen. Das Gesetz der Russen hat der humaneren Erkenntnis Geltung verschafft.

Derlei kann jeden bei uns nachdenklich stimmen. Weite, weite Wege haben wir noch zu wandeln, ehe elementare Rechts- und Menschlichkeitsbegriffe zu voller und ungeheuchelter Wahrheit werden. Das Schlimme ist, daß man so häufig sich um das Wesen der Dinge herumdrücken möchte. Wir haben es in dem heiteren Kampf der Parteien um das Friedhofs-Portal des Friedrichshains wiederum erlebt. Man möchte dem Magistrat keinen ausgesprochenen Kanossagang zumuten; und so versiel man auf den bekannten famosen Ausweg, der vertuschend und verschleiern möchte. Eine Diplomatie, hinter deren Kulissen jedermann lächelnd blicken kann, ist von vornherein zu spielerisch; ein Schauspiel, das niemand als ernst betrachten kann. Aber dennoch giebt es da einen ängstlichen Teil, der lieber dies diplomatische Schauspiel zwischen Polizei und Stadtvertretung mitmacht, als daß er irgend

welchem ernstern Konflikt zutriebe. Mit solchen tapferen Mannen vorwärtszueilen, das ist allerdings eine bitter-schwere Kunst.

Aus der trüben Vorkommenheit und der blasierten Gleichgültigkeit, wie sie gegenwärtig so mannigfach auftreten, ziehen die „Patriarchalischen“ denn in der That ihre Vorteile. Jetzt, da Großmillionäre in den Pfuhl der schwärzesten Socialdemokratie verdammt werden, wenn sie nur den „unglaublich frechen und erstunkenen Gedanken“ anzudeuten wagen, die zärtlich gehegte patriarchalische Willkür müsse dem gleich bindenden Rechtsvertrag weichen, ist der lofbare Aufruf an die Herren Möbelfabrikanten und Tischlerinnungen Deutschlands wider die „Kraftproben der Arbeiter“ sehr wohl zu begreifen.

Ueber die Entwidlung der letzten Jahrzehnte möchte man sich in naiver Unbefangenheit hinwegsetzen. Ich will Herr im eigenen Haus sein, sagt der patriarchalische Fabrikant. Jede Forderung des Arbeiters stört meine Ruhe und macht mich nervös, sagt der Patriarch. Ein unzufriedenes Arbeitergesicht ist eine Frivolität, flucht der Fabrikant. Wenn Streitigkeiten zwischen dem Fabrikanten und den Arbeitern ausbrechen, sollen da Arbeiterkommissionen sich erdreisten dürfen, die Dinge gelassen zu prüfen? Welcher ungeheuerliche Eingriff in die patriarchalische Würde. Vielleicht müssen die Arbeiter noch einen Lehrtkursus im fremdlichen Umgang mit dem Patriarchen durchmachen, bis sie lächeln können, gemüthlich lächeln und immer lächeln, wenn sie die Gnade des Patriarchen bescheint.

Zur müden Stimmung in der Bürgerschaft will es sehr gut passen, daß man so schwächlich nur regiert, wo es um Fragen von Menschlichkeit und Rechtsbewußtsein sich handelt. Wo Verzweiflungsthaten, wie die That des Histermann, der sich und seine Kinder entlebte, möglich sind, da mühte es in der Gemeinshaft zu lebhafterer Energie kommen. Was ist denn mit einer und der andern sensationell aufgedomerten Zeitungsnotiz gethan? Man zuckt mit den Achseln und seufzt: Ach ja, das Großstadtleben ist schrecklich. Damit ist das sogenannte Gemüt befreit und befriedigt. Wenn man statt der andächtigen Ergebenheit in den großstädtischen Jammer lieber auf Abwehr der ungeeigneten Verhältnisse in privativohlthätigen Vereinen und in der Armenverwaltung bedacht wäre. Wenn man den tauglichen Verstand statt der verschwommenen Gefühle anstrengen wollte. So unzureichend unsere gegenwärtigen Wohlthätigkeitssysteme sein müssen, so wenig Maß, Einheit und große Ueberflucht naturgemäß die verschiedenen Privatvereine untereinander erzielen können: Selbst unter den jetzigen Bedingungen mühte die Arbeit zweckdienlicher gethan werden können. Das ungeheuerliche Elend, wie es zur Wohnsinnsthat getrieben hat, dies himmelstreichende Durste nicht unbeachtet bleiben. Ja, es giebt Existenzen genug, die in der Großstadt irgendwo verwesen wie die einsamen Hunde. Das stimmt aber nicht für das Trauerspiel des Histermann, auf dessen Unglück man ja aufmerksam geworden war, der nach schablonenhafter Form eine Armeunterstützung empfing. Er war keiner von den gänzlich Unbeachteten, oder von jenen Lumpenproletariern, die sich scheuen, in irgend welcher Form auf sich aufmerksam zu machen, über sich nachforschen zu lassen. Er hatte eifrig gearbeitet, so lange er nur konnte und hatte nichts zu verbergen; und dennoch war dies grauenhafte Ende möglich und nicht bloß den Tod des Verzweifellen, auch die Vernichtung zweier kindlicher Lebewesen nahm die Gesellschaft auf sich.

Wenn man das Phlegma solchen Erscheinungen gegenüber mit der Aufregtheit vergleicht, mit der man beispielsweise einem der jetzt geführten Kriminalprozesse folgte, man wird an eine vertehrte Welt erinnert. Um einer vermeintlichen Sensation willen geht das Publikum nicht auf den wahren Inhalt ein. Wo kriminalistischer Eifer, der sich doch auch einmal mit Glanz bewähren möchte, auf so dürftigem Fundament seinen Beweis durchführt, da macht man zwar nicht die Köpfe kugig, denen jedes Sensationsmittel billig ist; aber die anderen fragen sich, warum der ungeheure Aufwand? Rechtsjuder müssen peinlich streng gegen sich sein; ein Kriminalfall um Tod und Leben ist eine unheimlich ernste Sache, selbst wo es sich um einen Gutsmann handelt.

Den vielen Anzeichen von Müdigkeit soll junge Energie entgegenstehen. Möge sie denn auch von der diesjährigen Maifeier uns die Gemüter mit Wärme erfüllen. Viele Versäumnisse, viel Grämlich-Alterndes erwarten Besserung und verjüngte Art vom jung-austretenden Proletariat. Sei jeder erste Mai ein Gelöbniß mehr, dessen eingedenk zu bleiben. — Alpha.

Kleines Feuilleton.

Mit den Segen wollte ich nur einmal im Leben etwas zu thun haben, vor langen Jahren, am Abend vor dem 1. Mai. In der Segend, wo man mich damals in der Arbeit hatte — mit dem ABC, dem Einmaleins und viel, recht viel Religion — galt der 1. Mai noch als Bauernfeiertag. Also hatte man es am Abend vorher nicht so eilig mit dem Ins-West-Griechen. Die Vorfreude war schon munter und die Lust, die in Aussicht stehende Nacht giebt. Am Walpurgisabend zahlte man in Generalabrechnung den Herren all die Bosheiten zurück, die sie im Laufe des Jahres ausgeübt: die Segen wurden „ausgeplagt“. Nicht mit gewöhnlichen Peitschen und Geißeln, das hätte nur ein unregelmäßiges Gefüge gegeben und gar keine Feierlichkeit verraten. Als die Sonne hinab war, stetzte

der Großnecht des Mirtelbauer mit einem doppellangen Dreißel-
 stecken, um den ein funkelneuer Strid sich schläng, durchs Dorf, die
 Lehne hinauf. Am sich hatte er alles Halb- und Ganz-
 erwachsene, soweit es in Hofen steckte und ledig war; einige
 Erben waren auch dabei, aber das war eine Vergünstigung und ließ
 auf Protektion schließen. Wie eine große, weiße Kugel lag das
 Dorf zu unseren Füßen, nur der Kirchturm stach aus dem Blau
 der Birn- und Kirschbäume. Und nun wickelte unser Sachverständiger
 und „Vorplager“ langsam seinen Strid ab. War das ein Ding!
 So etwas langes giebt's heutzutage gar nicht mehr! Breit stellte
 sich der Stelzbeinige hin, mit beiden Händen faßte er die Stange,
 ein Ausholen dann, daß der Strid wagrecht in der Luft stand, und
 jetzt ging's los. Klatsch! . . . Klatsch! Jedesmal ein Knall wie ein
 Pistolenknall, und in ganz gleichen Zwischenräumen lehrte er wieder.
 Und gar nicht mitte schien der Länge zu werden. Endlich hatte er
 doch genug; er warf den Kopf, ein anderer griff zwischen seine
 Hände, ohne Unterbrechung rollten die Knaller . . . Es „mannelte“,
 das Zwickel war da. Und jetzt stießen mich Vubensstolz und Vubens-
 trotz und Bertvogentheit. Der und der hatte schon „geplakt“ und ich? . . .
 Gerade als der Arbeitende das Zeichen der Ablösung geben wollte,
 griff ich zu. Ja aber die Kraft! Nichts war's! . . . Der Strid
 fing einen der Umstehenden; der tollerte, ich hielt fest an dem
 Dreißelstecken mit beiden Händen, stemmte ihn gegen den
 Boden. Auf einmal gab's einen Schneller, in schönem
 Bogen erst, dann in unregelmäßigem Rollen ging's den
 Berg hinab. Bald war der andere voran, bald ich, der Stecken
 immer in der Mitten; er vertappte uns nicht schlecht. Der uner-
 wartete Abschluß der Feier schien den Unbetroffenen nicht zu miß-
 fallen. Es kam mir wenigstens so vor, als ich ihre lauten Neujerungen
 hörte. Von mir kann ich nicht daselbe sagen. Da fehlte da ein
 Stück Haut, und dort langte es auch nicht mehr. Etwas hatte ich
 hinzubekommen: einen langen Schlitz; der ging von unten an bis
 oben, wo die Hosen aufhören. Der Weinling flatterte. Und das ist
 ein schwerer Schaden und der helle Jammer für einen, der in der
 Fremde ist. —

— Ueber weitere Ergebnisse der deutschen Tiefsee-Expe-
 dition, die in diesen Tagen wieder in Hamburg eintreffen wird, sind
 von dem Leiter, Professor Chun, Mitteilungen eingegangen, die im
 „Reichsanzeiger“ veröffentlicht werden. Sie umfassen die Arbeiten
 der Expedition in der Zeit vom 22. Januar bis 12. März d. J. Auf
 der Fahrt längs der Westküste Sumatras bis zu den Nikobaren war
 die Ausbeute wegen der erstaunlichen Neppigkeit, die in der Entwick-
 lung pflanzlichen und tierischen Lebens von der Ober-
 fläche bis auf den Meeresboden in dem befahrenen Benden herrscht,
 für die Botaniker und Zoologen sehr ergiebig. „Die niederen pflanz-
 lichen Organismen“, sagt Chun, „wie Diatomeen und Oscillarien, ver-
 färben oft große Streckendes Oberflächengewässers und wuchern so reichlich,
 daß unsere Netze bisweilen von einem dicken Brei derselben erfüllt waren.
 Da die abgestorbenen Reste dieser unter der Einwirkung des Sonnen-
 lichts an der Oberfläche produzierten organischen Substanz massenhaft
 in die Tiefe sinken, so tritt sowohl die flottierende pelagische, wie nament-
 lich auch die auf dem Grund angesiedelte Tiefseefauna in einer
 geradezu erstaunlichen Neppigkeit auf. Während der Fahrt der
 „Baldivia“ haben wir nirgends — auch nicht im antarktischen Gebiet
 — ähnlich ergebnisreiche Dreißelzüge ausgeführt, wie an der West-
 küste von Sumatra. Prächtige neue Formen von Fischen,
 Mollusken (unter diesen ein tadellos erhaltenes Exemplar
 des nur von wenigen Expeditionen erbeuteten Tintenfisches
 Spirula), Krustaceen und Glasschwämmen füllten die Netze,
 und der Reichtum an Tiefsee-Organismen war bei einzelnen
 Fängen ein so großer, daß wir ihn nur schwer zu
 bewältigen vermochten.“ Auf der Fahrt nach den Korallenatollen
 der Malediven- und Gagos-Inseln wurden zur genaueren Er-
 forschung des noch unbekanntem Bodenreliefs täglich Lotungen vor-
 genommen. Besondere Aufmerksamkeit wurde auf die Relief-
 verhältnisse des Tiefsee-Bundes in der Umgebung der Korallen-
 riffe gewendet. Sehr ergebnisreich gestalteten sich auf diesem Wege
 die Fänge mit den großen Vertikalnetzen aus Seidengaze, die in
 wechselnde Tiefen — meist zwischen 2000 und 3000 Meter —
 herabgelassen wurden. Sie lieferten eine Fülle kleinster,
 aber auch gar manche, durch ihren eigenartigen Bau
 fesselnde, große Organismen. Wiederum waren es die
 schwarzen, mit Leuchtorganen ausgestatteten Tiefsee-Fische, die
 in verschiedenen neuen Typen besonderes Interesse erregten.
 Der Bau ihrer bisweilen teleskopartig umgeformten und weit vor-
 geschobenen oder gelegentlich auf langen Stielen befestigten Augen
 gestaltet sie zu höchst bizarren Formen. Ein ähnliches, bisher un-
 bekannt gebliebenes Konstruktionsprinzip der Augen, das im wesent-
 lichen wieder auf einer teleskopartigen Umformung derselben beruht,
 vermochten Chun und seine Mitarbeiter bei verschiedenen pelagischen
 Tintenfischen (Cephalopoden) nachzuweisen, die gleichfalls in manchen
 eigenartigen neuen Formen erbeutet wurden. Allgemein reich ist der
 Zuwachs an Kenntnissen von Mollusken, Crustaceen, Würmern, See-
 walzen (Pelagothuria), Medusen, Schwimmpolypen und Urtieren, den
 die ausgiebige Verwendung der Vertikalnetze brachte. Gerade in dieser
 Hinsicht hat die Expedition einen Vorprung vor den früheren Tiefsee-
 Expeditionen gewonnen. Von besonderem Interesse sind die Unter-
 suchungen mit den Schließnetzen, die in der Form von Stufenfängen
 unternommen wurden, um über die vertikale Verbreitung
 des organischen Lebens in der Tiefsee und über die
 untere Grenze pflanzlichen Lebens im freien Ocean Aufschluß zu ge-

winnen. Es erwies sich als zweckmäßig, an derselben Stelle eine
 größere Zahl von Stufenfängen zu veranstalten. In Bezug auf
 die Menge an lebendiger organischer Substanz lassen sich die Wasser-
 schichten in drei Stagen gliedern. Die oberste Stage reicht bis zu
 80 Meter hinab und ist dadurch charakterisiert, daß in ihr die niederen pflanz-
 lichen Organismen unter dem Einflusse des Sonnenlichts üppig
 gedeihen und durch Assimilation ihren Leib aufbauen. Die zweite
 Stage reicht von 80 Meter bis zu etwa 350 Meter. Sie ist dadurch
 charakterisiert, daß in ihr nur ganz wenig pflanzliche Organismen
 (ganz unabhängig von den verschiedenen dort obwaltenden Tempera-
 turen) ihre Existenzbedingungen finden. Diese „Schattenflora“
 setzt sich aus einigen Diatomeengattungen (Planktoniella,
 Asteromphalus, Coscinodiscus) und aus der häufigen Algengattung
 Halosphaera zusammen. Unterhalb 350 Meter bis zum Grund ver-
 mögen keine pflanzlichen Organismen zu existieren; sie zeigen stets
 deutliche Spuren des Zerfalls, der sich zunächst in einer abnormen
 Anhäufung von Chromatophoren und Stärkekörnern kundgibt.
 Da indessen die pflanzlichen Reste mit mehr oder minder zer-
 setztem Inhalt massenhaft niedersinken, so erklärt es sich, daß
 in diesen dunklen Regionen noch eine reiche Lebewelt tierischer
 Organismen auftritt, von denen keine Krustaceen (Copepoden,
 Ostracoden) und Radiolarien (Challengeriden) lebend bis in die größten
 unteruchten Tiefen von 5000 Metern nachgewiesen wurden. Auf
 Brasilien (Seehellens) erhielt die deutsche Expedition alle in botanischer
 Hinsicht interessanten Teile der Lodoicea Seychellarum, der be-
 rühmtesten aller Palmen. Die zoologischen Sammlungen wurden
 auf den Seychellen durch mehrere seltene Vogelarten, die nur auf
 einzelnen Seychellen-Inseln vorkommen, bereichert. Von ganz be-
 sonderem Werte sind vier große lebende Exemplare der nur noch auf
 Aldabra vorkommenden Elefanten-Schildkröten. Unter ihnen be-
 findet sich ein mehr als hundertjähriges Exemplar von außerordent-
 lichen Dimensionen. —

Kunst.

H. Degas. Von Mag Liebermann. Mit fünf
 Tafeln und zwei Abbildungen im Text. Berlin, Bruno
 und Paul Cassirer. — Wenn Künstler wie Liebermann zur Feder
 greifen, um über einen anderen ihres Fachs zu schreiben, so wird
 man das, was sie an ihm zu rühmen wissen, mindestens ebenso sehr
 als Beitrag zur Charakteristik ihrer eigenen Kunst nehmen können.
 Degas', des Franzosen, Kunst hat in der Vollendung, was Lieber-
 mann mit so tiefem, künstlerischem Ernst zu erreichen strebt. Einfach
 und unmittelbar sein, wirken wie die Natur selbst, das ist es, was
 er am schärfsten an Degas' Kunst hervorhebt. „Er findet das Gold, das
 auf der Straße liegt. Alles ist bei ihm Intuition, daher der plötzliche,
 unmittelbare, schlagende Eindruck.“ Von einer allgemeinen Charak-
 teristik der Ziele der Impressionisten — an ihrer Spitze Manet —
 geht Liebermann aus: wie sie wieder unbefangen an die Natur
 herantraten und sie genau so malten, wie sie ihnen erschien. Degas
 ist ihm der Vollender in dieser Bewegung; er hat sie zu einem
 neuen, ihr eigenen Stil geführt. Seine Bilder wirken wie Moment-
 aufnahmen, wie ein völlig ungeführter Ausschnitt aus der Natur,
 oft auch willkürlich, indem scheinbar wichtige Städte durch den
 Rand einfach weggeschnitten sind, und doch steht in dieser
 Art der Komposition die höchste Kunst; die Farben sind
 äußerst raffiniert so angeordnet, wie sie auch dekorativ am wirk-
 samsten sind, die nur auf Charakteristik gehende Zeichnung ist
 mit einem so sicheren Gefühl dem Rahmen eingefügt, daß das
 Bild durchaus in sich geschlossen wirkt. Das Inhaltliche fällt für
 eine Charakteristik dieser Kunst eigentlich ganz fort. Mit Vorliebe
 wählt Degas seine Motive aus dem Leben der Ballettusen und aus
 der Theaterwelt, die er in einer rücksichtslosen, die ganze Dede und
 das Aufstehende des Treibens schonungslos enthüllenden Weise
 schildert. Vielleicht hätte ein anderer mehr noch als Liebermann von
 der Schönheit der Farbe in Degas' Bildern gesprochen, der nichts in
 der modernen Malerei an die Seite gesetzt werden kann. — Lieber-
 manns Art zu schreiben ist anziehend durch den frischen persönlichen
 Ton. Er schenkt auch Seitenhiebe auf die Akademie und die Akade-
 miker nicht, deren Kunst gemeinhin allerdings das gerade Gegenteil
 der Degas'schen ist. Das kleine Werk wird besonders wertvoll durch
 die Beilagen, die gute Reproduktionen Degas'scher Bilder geben.
 Geht diesen auch naturgemäß der Reiz der Farbe ab, sie kennzeichnen
 um so schärfer die Kunst der Zeichnung und der Komposition, von
 der Liebermann so ausführlich spricht. —

Kunstgewerbe.

— Ueber die Lieblingsblumen in ihrer Ver-
 wendung für die dekorative Kunst sprach Bazarrel
 im Verein für deutsches Kunstgewerbe. Nach einem Bericht der
 „Voss. Ztg.“ führte er etwa folgendes aus: Die Bedeutung der
 Blumen hängt eng mit den Anschauungen des Volkes zusammen,
 mit denen Maler und Bildhauer zu rechnen haben. Die in den
 Ornamenten zu benutzenden Motive dürfen weder den zu gewöhn-
 lichen, noch auch den zu seltenen Pflanzen entlehnt sein. Eine ge-
 wisse Antipathie spricht gegen die Anwendung giftiger Pflanzen;
 eine Art von Sympathie dagegen, die mit guten Eigenschaften zu-
 sammenhängt, für den Gebrauch bestimmter Formen. Maß-
 gebend wirken dabei oft kulturgeschichtliche, mythologische und
 religiöse Gesichtspunkte mit, die dem Lotos beispielsweise
 wie der Palme, der Lilie und dem Mohn von jeher eine
 erste Stelle in der Kunst angewiesen haben. Bei anderen
 Gebilden, wie bei dem vierblättrigen Klee, ist mit dem Volks-

glauben zu rechnen. Bei der dekorativen Malerei ist in vielen Fällen naturgemäß die Farbe für die Wahl eines Pflanzenmotivs mitentscheidend. Zu den einzelnen Formen übergehend, erwähnte der Vortragende noch die heraldischen Blumen, die wie die Lilie im Wappen von Florenz seit Jahrhunderten immer wieder verwendet wird; neben ihr kommt — ohne die ältesten Zeiten heranzuziehen — die Rose in den verschiedensten Bildungen vor. Die Zweckbestimmung eines Gegenstandes wird vielfach bei der Wahl einer Dekoration zu berücksichtigen sein, so daß man beispielsweise Haselstrauch nicht gerade zum Schmuck von Gläsern heranziehen wird. In der älteren Kunst überrascht uns die vielgestaltige Behandlung der Lotusblume, der Cypressen, der Myrthe, dann des Manthos und der Palme, während die Japaner vorwiegend Kirichen, Begonien, Malven und Chrysanthemum, meist in Verbindung mit symbolischen Tieren, verwenden. In der deutschen Kunst kommt schon zur gothischen Zeit die heimische Flora zu Ehren: Aepfel, Habarber, Petersilie und andere Pflanzen werden mit Vorliebe nachgebildet. Neben Lavendel, Myrte und Rosen dient der Granatapfel als symbolisches Zeichen. Auch Weinlaub findet sich geschickt in große Rankenfrieze eingelassen. Der Redner verweilte länger bei der Symbolik der Lilie und Rose, welche letztere nachher durch die Freimaurer und Rosenkreuzer abermals zu Bedeutung gelangte. Zu beachten ist das Eindringen neuer ausländischer Pflanzen in unsere Kunst, so der Ananasblüte, die 1514 zum erstenmal an den päpstlichen Hof kam. Im sechzehnten Jahrhundert folgt dann ebenfalls die Sonnenblume. —

Kulturgeschichtliches.

gk. Woher stammt unsere Decimalrechnung? Man ist heute im allgemeinen der Ansicht, daß unsere Decimalrechnung auf die Araber zurückzuführen ist. Der französische Forscher Astier hat nun kürzlich auf dem Kongreß der Gelehrten Gesellschaften in Toulouse eine neue Theorie vorgebracht, nach der der Ursprung der Decimalrechnung schon bei den Babyloniern zu suchen ist. Zum Beweis führte Astier eine Rechentafel (Abacus) an, die bis jetzt noch von keinem Mathematiker oder Verilographen des Altertums beachtet worden ist. Sie ist durch einen Gelehrten der Renaissancezeit Pflerius Valerianus Bosjani erhalten und befindet sich in Bologna. „De sacris Egyptiorum litteris.“ Die Ziffern dieses Abacus stimmen ganz mit den kuneiformen Buchstaben der Inschriften von Ninive und Babylon überein, so daß der chaldäische Ursprung des Abacus unzweifelhaft scheint. Wir finden hier den Gebrauch von 9 Ziffern (1—9), während man für die Null besondere Kolonnen gebraucht. Liegt man links nach rechts, so ergibt sich ganz deutlich eine decimale Progression. Die Decimalrechnung muß also den Babyloniern seit den ältesten Zeiten schon bekannt gewesen sein, und man kann vermuten, daß sie überhaupt erfunden haben. Astier glaubt nicht, daß unsere Ziffern wenigstens in ihrer heutigen Gestalt, chaldäischen Ursprungs sind, aber er behauptet, daß das Komma, das schon im Zahlensystem der Griechen verwandt wurde, und heute in unserer Dezimalrechnung gebraucht wird, sich auf das primitive System der keilförmigen Ziffern zurückführen läßt. Astier weist auch auf die Statue des alten chaldäischen Königs Soudas in Louvre hin, der in seinen Händen einen Kompaß hält und auf den Knien eine viereckige Platte, die mit dem Abacus Ähnlichkeit hat. —

Anthropologisches.

— Das Mongolenauge behandelte G. Abelsdorff in einem Vortrage in der ophthalmologischen Gesellschaft, der sich mit den Augenbefunden bei Malaien, Mongolen und Negern beschäftigte. Wie der „Globus“ den Redigten dieser Gesellschaft entnimmt, ist der Schiefstand des Mongolenauges in der Regel nur ein scheinbarer, der äußere Augenwinkel steht nicht höher als der innere, sondern das eigentümliche Aussehen wird, wie bereits mehrere Forscher betont haben, vor allem dadurch hervorgerufen, daß am oberen Augenlide oberhalb des freien Widders demselben parallel vom äußeren zum inneren Augenwinkel eine Falte in der Weise verläuft, daß sie über den Lidrand herabhängt und die Ursprungsstelle der Augenwimpern und diese selbst halb verdeckt. Am inneren Augenwinkel verläuft sie halbmondförmig nach dem unteren Lide und verstreicht in der oberen Wangenhaut, so daß der innere Augenwinkel halbkreisförmig erscheint und die Brauenwarze entweder ganz oder doch zum größten Teil verdeckt wird. Auch bei Japanern, welche als Malaien in der körperlichen Bildung den Mongolen von den übrigen Menschenrassen wohl am nächsten stehen, waren nach Abelsdorff einige ausgezeichnete Beispiele des mongolischen Augentypus vorhanden. Allerdings sah der Verfasser hier auch wirkliche Schiefheit der Lidpalpen, indem der äußere Augenwinkel höher als der innere stand. —

Aus dem Pflanzenleben.

— Ein ungewöhnlicher Pflanzenbastard wird von G. Raudin beschrieben. Er wurde von dem englischen Pflanzenzüchter W. Mitten durch Kreuzung zweier verschiedener Glockenblumenarten (*Campanula isophylla* und *C. fragilis*) gezogen und bietet die Eigentümlichkeit, daß er nicht nur keine Mittelform der getrennten Arten bildet, sondern seiner ganzen Blütenbildung nach eigentlich nicht mehr in der Gattung *Campanula*, ja in der Familie der Campanulaceen überhaupt nicht mehr Platz findet. Die Glockenblütler haben bekanntlich einen unterhalb der Mitte

stehenden Fruchtknoten, der von fünf Kelchzipfeln überragt wird, eine einblättrige Krone und fünf freie Staubgefäße, die einen Griffel mit dreiteiliger Narbe umringen. Häufig erscheint der eine oder der andere dieser Blütenteile verpöppelt, man kultiviert sogar Gartenformen mit drei- bis fimsfacher Krone; aber die sonstige Anordnung der Blütenteile ändert fast niemals ab. Bei dem Mittenschwand Bastard erscheint der Typus dagegen auffällig vermindert. Der Kelch hat sich in einen Quirl von fünf gestielten Blättern mit langem Saum, wirklichen Blättern gleichend, verwandelt, und inmitten der unveränderten Krone mit den fünf Staubgefäßen steht der völlig freie Fruchtknoten, ganz wie der einer Lilie oder Tulpe. Der systematische Botaniker wird geneigt sein, diesem Mißschlag das Recht zu bestreiten, den ihm von Mitten beigelegten Namen *Campanula Belchiniana* zu führen, denn der unterständige Kelch und Blume tragende Fruchtknoten ist ein Hauptmerkmal aller Campanulaceen. Wie ist diese Abänderung zu erklären? Soll man den Mißschlag herbeiziehen und dieser Theorie zu Liebe annehmen, daß die Campanulaceen durch Verwachsung von Kelch und Fruchtknoten aus einer Gruppe mit oberständigem Fruchtknoten entstanden seien? — („Promethens“.)

Astronomisches.

ar. Ein größerer Sonnenfleck ist, wie der Astronom Verberich in der „Naturwissenschaftlichen Rundschau“ mitteilt, kürzlich beobachtet worden, nachdem seit November 1898 auf der Sonnenoberfläche fast völlige Ruhe geherrscht hatte, so daß man denken konnte, daß die Minimumphase des Fleckenphänomens eingetreten sei. Zur Zeit, als der neue Fleck durch den Mittelmeridian der Sonnenscheibe hindurchging, wurde von den magnetischen Apparaten des Observatoriums New eine leichte Störung verzeichnet. In dem Fleck sind, wie schon öfter in früheren Fällen, merkwürdige Wirbelbewegungen beobachtet worden. —

Humoristisches.

— Beruhigend. Frau (bei der Suche nach einer Sommerwohnung): „... Und können meine Daben auch im Juffe baden?“
 Bauer: „Freilich, so viel f wollen!“
 Frau: „Ich meine, ob es nicht gefährlich ist?“
 Bauer: „Gefährlich? O na, quä Frau! Da muß sich ein's schon recht gut austenna, wenn's im Kubach erjaufen will!“ —
 — Furchtbare Drohung. A. (der sich mit einem Sonntagsjäger gepaukt): „Warten Sie nur, wenn Sie wieder auf die Jagd gehen, komm' ich auch hinans und — schau' Ihnen zu!“ —
 — Gelungene Kur. A.: „... Wie, Sie haben es erreicht, daß die Frau Amtsrichter wieder ihre Sprache erlangt hat?“
 Sanitätsrat: „Ja! Ich hab' ihr gesagt, ich wüßte ein Geheimnis!“ — („Flieg. Bl.“)

Notizen.

— Die Vorstellung von Shakespeares „Troilus und Cressida“ im „Theater des Westens“, welche die „Historisch-Modernen Festspiele“ am 7. Mai (mittags 12 Uhr) geben, wird eine technische Neuerung für Berlin bieten. Es wird nach Art der Shakespearezeit gespielt werden, und zwar in der Weise, wie man bei Hofe in Whitehall derartige Werke auführte. —
 — Siegfried Wagners „Värenhäuter“ ist für die nächste Saison vom Berliner Opernhaus angenommen. —
 — Gerhart Hauptmanns „Verfunkene Glode“ ist von dem Leipziger Universitäts-Musikdirektor Heinrich Zöllner in Leipzig zu einem fünfaktigen Musikdrama verarbeitet worden. Das Werk wird in nächster Zeit im Verlage von Breitkopf u. Härtel erscheinen. —
 — Die Berliner Seceffion hat den Bau ihres Ausstellungsgebäudes so gefördert, daß er bereits unter Dach gebracht ist. Das erste Gemälde ist bereits eingekiesert worden, es ist ein Werk Bödlins „Die Cimbernenschlacht“. Die Ausstellung wird bestmögliche Mitte Mai eröffnet werden. Es wird nur ein illustrierter Katalog ausgegeben. —
 c. Ein wertvolles Geschenk hat das kunstgewerbliche Museum bei der Stroganowischen Centralhule für technisches Zeichnen zu Moskau erhalten. Es ist eine im Laufe vieler Jahre zusammengebrachte Sammlung von Stoffen, Bronzen, Eisen-Erzeugnissen, Porzellan, Keramik aus Japan, Siam und Indien, die 50 000 Stücke enthält und in ihrem Werte auf über eine Million Rubel geschätzt wird. —
 — Die östreichische Marine hat auf dem Adriatischen Meere Versuche mit drahtloser Telegraphie gemacht. Es gelang über See bis 15 Kilometer eine ausgezeichnete Verbindung. Dagegen mißlungen Versuche auf Land, wo sich schon bei 3 bis 4 Kilometern große Schwierigkeiten ergaben. —
 — Nach einer amtlichen Schätzung sind im Sommer und Herbst des Jahres 1898 schon 5 Millionen Doppelcentner sibirischen Getreides nach dem europäischen Rußland befördert worden. —